



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 178.

Dienstag, den 2. August 1904.

19. Jahrgang.

Freigesprochen.

Familien-Roman v. Ludw. Bueger.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Als Hartfeld sein Zimmer betrat, fand er einen Brief von seinem Großvater vor. Der junge Mann konnte sich nicht erinnern, den alten Herrn jemals am Schreibtische gesehen zu haben, und mit Interesse überflog er deshalb die markigen, aber mit sicherer Hand geschriebenen Zeilen. Der Brief des Generals lautete:

„Wien, den 20. Mai 1870.“

Lieber Georg! Nach einer langen Reihe von Jahren ist mir am Lebensabend noch eine große Freude zu Theil geworden: Deine Beförderung zum Unterleutnant. Ich wünsche Dir von Herzen Glück dazu!

Zufällig erfuhr ich soeben auch, daß Herr Hauptmann Berger, der Dir stets ein besonderes Wohlwollen bewies und für den Du so außergewöhnlich schwärmst, Major geworden ist und Dein Bataillonskommandant wird. Du kannst diesen Umstand als eine gute Vorbedeutung für Deine Zukunft betrachten. Ich bin überzeugt, daß Du bestrebt sein wirst, Dir die Zuneigung dieses Herrn, den ich zu meinem Bedauern nicht persönlich kennen zu erhalten.

Wenn Lesen der erfreulichen Nachricht von Deiner Beförderung erinnerte ich mich wieder einmal lebhaft an jenen Tag an dem ich zum erstenmal die Leutnantsuniform trug. Es war bei Wilna in Rußland. Brede und Dero führten an jenem Tage die zwei dem Untergange geweihten bayerischen Divisionen Napoleon vor, der von einer kleinen Anhöhe aus, durch ein Fernglas unsere Truppen musterte und laut seinen Beifall kundgab. Fernwald wurde mit mir befördert. Ein fast wunderbarer Zufall ließ uns beide die entsetzlichen Strapazen und das unbeschreibliche Elend jenes unglückseligen Feldzuges überwinden. Unter den Wenigen, die bewaffnet bei Brede blieben am 13. Dezember 1812 den Riesen überschritten und preussischen Boden betraten, befanden sich auch Fernwald und ich. Das sind nun 58 Jahre her und aus dem damals zweundsatzwanzigjährigen Leutnant ist ein achtzigjähriger Greis geworden.

Ich habe in meiner militärischen Laufbahn nicht erreicht, was ich anstrebte und mit ziemlicher Sicherheit erwarten durfte. Dir noch unbekannte unglückliche Familienverhältnisse veranlaßten mich, in den besten Jahren meinen Abschied zu nehmen, und deshalb bin ich der vergräunte einsilbige Mann geworden, als den Du mich von Deiner Kindheit auf kennst. Diesen Punkt habe ich nun seit einigen Jahren verstanden. Zuweilen nur ergreift es mich seltsam, wenn ich der großen Zeit der Befreiungskriege gedenke, und wenn die schönen Stunden im Kreise lieber Kameraden und die mannigfaltigen Bilder aus den erlebten Kriegs- und Friedenszeiten an meinem Geiste vorüberziehen.

Noch nie in meinem Leben hat mich der Frühling so wunderbar berührt, wie hauer. Ob es wohl der letzte für mich sein wird? In meinem Alter ist man so dankbar wenn man den Frühling wieder erlebt; man betrachtet da jedes gesunde Erwochen und jeden sonnigen Tag als ein besonderes Gnadengeschenk des Himmels. Wir hoffen bestimmt, Dich anfangs Juli

bei uns zu sehen. Frima mag 6—8 Wochen bei Fernwalds bleiben, länger aber nicht. Das Haus ist so leer, seitdem sie fort ist. Am besten wird es sein, wenn sie ihre Rückreise mit Deiner Urlaubsreise hierher verbindet.

Der in Not anliegende Betrag dürfte sowohl zu Deiner Equipierung, wie auch zur Dedung jener Ausgaben hinreichen, die Du anlässlich Deiner Beförderung nicht umgehen kannst. Du brauchst nicht zu knuspern; man wird mir einmal Leutnant, alle anderen Beförderungen beim Militär bewirken den Eindruck nicht mehr wie diese. Bleib auch in Zukunft so sparsam und solb wie bisher und werde ein tüchtiger Offizier. Grüße mir meinen Freund Fernwald und die Frau Baronin von Remlach. Viele herzliche Grüße von Deiner Mutter und mir an Dich und Anna. Auf baldiges Wiedersehen!

Dein Dich liebender Großvater.“

7.

Nach langer Fahrt durch die niederbayerische Ebene nähert sich die Donau dem lieblichsten Punkte ihres Stromgebietes — Passau. Raschen Laufs und selten Atham schöpfend, ist sie an den dunklen Bergen des Bayerischen Waldes vorbeigerauscht und hält nun plötzlich inne, um in gemächlicher Ruhe die Bracht zu beschaun, mit der die Natur ihren Traumtar schmückt.

Zur Rechten von der anmuthigen, malerischen Stadt und links von grünlichtenden Höhen begleitet, fließt sie behäufig zur Spitze der Sandzunge, um sich mit ihrem ebenbürtigen Bräutigam, dem Inn, zu vereinigen. Fast gleichzeitig mit diesem findet sich die aus den märchenhaften Schluchten und Gründen des Waldgebirges kommende Ilz am linken Ufer zur Trauung ein. Wie Tinte auf poröser ebener Fläche verbreiten sich ihre dunkelbraunen Wogen in mannigfaltigen Formen auf dem glatten grünen Wasserpiegel der Donau bis der mächtig hervorbrausende Alpenohn vorübergehend die Alleinherrschaft übernimmt und den Strom mit seiner schwarzen Basallin überflutet.

Und die Stelle, „wo Donau, Inn und Ilz sich küssen“, umschließt ein großartiges Mandbild. Von schroffer, mit Bäumen und Gesträuchen überwuchert Felsenhöhe blickt die alte Feste Oberhaus trohig in die Lande und auf die Königin der Donaustädte herab, die, mitten auf der gewaltigen Wasserfläche ruhend gleich einem Riesenschlepper zur Abfahrt bereitstehen scheint.

Von allen Seiten lockt dem Beschauer das freundliche Grün der Ruche entgegen; es zieht sich hinaus an den mit Willen geschnittenen Hängen und Kronen der Berge und wuchelt mit den Unmenreichen Gefilden der Thäler. Von der großen Künstlerin Natur verschwenderisch hervorgezaubert, sind Wasser und Wald, Höhen und Tiefen, und was Menschenhand geschaffen, zu einem Bilde von seltener Schönheit vereinigt. Ueber das engere Mandgemälde Passau's hinweg schweift das Auge über die abwechslungsreiche Berglandschaft Bayerns und Oesterreichs bis die Felsentolose der Salzburger Alpen, der Watzmann und der Hohe Göll, die Ebnfeldspitze und die Juntenseetauern den Ausblick begrenzen. Vom Goldhauch der untergehenden Sonne

ausstrahlend und die goldenen Wimperntaschen Glanz des Malchoblinges überlegen, leuchten im Strahlen der Lippen und Wangen der Arber und Wäldchen und die mächtigen Umrisse der Dreifesselgruppe.

Dem Balken der hochgelegenen Villa Rommengut sah ein junges Mädchen mit Interesse dem regen Treiben auf Als und Donau zu. Es trug ein enganschließendes, blaßrothes Kleid. Die edlen Hügel und der wunderbare Schmuck der großen blauen Augen, aus denen Ansehens- und Lebensfreude strahlten, hatten im Verein mit den verführerischen Linien des Mundes und den Grübchen in den leichtgerötheten Wangen jenes eigenartige Gepräge, das jedes Männerauge beim ersten Anblick unwiderstehlich festsetzt und zugleich in achtungsgebietender Entfernung hält.

Seitwärts von dem Mädchen lehnte ein Herr in elegantem Sommeranzuge. Er war groß und schlank gewachsen und machte den Eindruck jugendlicher Frische, obwohl er das vierzigste Lebensjahr überschritten haben mochte. Sein schmales Gesicht mit der leichtgehobenen Nase und den lebhaften, dunklen Augen war sympathisch und trug den Stempel geistiger Männlichkeit. Aus der Art seines augenblicklichen Verhaltens hätte man indessen schließen mögen, daß er entweder im Umgang mit Damen nicht vollkommen sicher war, oder daß ihn die Reize des schönen Mädchens aus dem Gleichgewicht brachten; denn er kreuzte mit fast nervöser Hast die langen Enden seines braunen Schnurrbartes und war übereifrig bemüht, die Aufmerksamkeit seines Gegenübers mehr auf sich zu lenken.

Oben gesellte sich den beiden eine vornehme, auffallend schöne Dame zu, die dem Mädchen mit gewinnender Freundlichkeit die Hand reichte und dem Herrn lächelnd zunickte.

„Was macht Ihnen der Herr Mittheister wieder für Vorschläge, Fräulein?“ begann sie in fröhlicher Laune. „Wenn Sie innerhalb einiger Wochen all das lernen sollten, was Ihnen mein Vetter zumuthet: Reiten, Turnen, Rudern, Schach — du lieber Himmel, Sie wären ein geplagtes Wesen.“

„Mit derartigem habe ich Fräulein Hartfeldt heute nicht belästigt, verehrte Kousine,“ versetzte der Mittheister. „Ich wollte dem Fräulein soeben poetische Vergnügungsvorschläge machen; eine Partide nach Vins und zuweilen eine Rahnfahrt auf der Als, bei Mondbeleuchtung.“

„Für eine Rahnfahrt auf der Als würde ich Ihnen sehr dankbar sein, Herr Baron“, sagte das Mädchen und auf seinem Gesicht zeigte sich kindliche Freude. „Die Nachen auf der ruhigen dunklen Muth haben etwas unheimlich Anziehendes.“

„Endlich habe ich das Richtige getroffen!“ rief der Mittheister erfreut. „Gnädiges Fräulein sollen nach Herzenslust auf dem Rasser kutschiren. Eine Rahnfahrt ist indessen nur dann hübsch und gesund, wenn man selbst rudert. In einer Stunde haben Sie die Grundregeln erlernt; Fertigkeit ist Übungssache. Meine Frau Wase hier ist eine Meisterin im Rudersport. Natürlich werde ich mir das Vergnügen nicht nehmen lassen, gnädiges Fräulein zu unterweisen und die Damen öfter zu begleiten.“

Mittheister von Fernwald und die Baronin Nambach waren Geschwisterkinder. Letztere wurde nach kurzer, kinderloser Ehe Witwe und lebte nun seit einer Reihe von Jahren mit ihrem Vater auf Villa Rommengut, die wegen ihrer Gastlichkeit und hervorragend schönen Lage einen Hauptanziehungspunkt für das Offiziercorps der kleinen Garnison bildete. Die Baronin war eine jener Frauennaturen, die im vorgeschrittenen Alter an ihrer äußeren Erscheinung gewinnen. Neben dem jungen Mädchen konnte man die äppige schlanke Dame mit den goldblonden Haaren, dem tadellosen Teint und den leuchtenden dunklen Augen mit einer prächtigen, vollerblühten Rose gegenüber einer reizenden, eben aufgesprungenen Knospe vergleichen. Diesen Vergleich mochte auch der Mittheister anstellen, als er die beiden Damen ein paar Augenblicke stillschweigend betrachtete. Wenn er dabei der Knospe den Vorzug gab, so war dies schon aus dem einen Grunde erklärlich, weil diese mit ihrem besitzenden Liebreiz sein ganzes Sinnes- und Denken beschäftigte, während er die Hoffnung, seine Kousine zu besitzen, längst zu Grabe getragen hatte. Fernwald hatte vor Jahren schon mit großer Beharrlichkeit versucht, das Geschick der schönen jungen Witwe mit dem seinen zu verknüpfen; allein sein Liebeswerben fand keine Gegenliebe. Im Verlaufe der Zeit gestalteten sich dann ihre beiderseitigen Beziehungen zu einem treuen, kameradschaftlichen Verhältniß, die Baronin blieb Witwe und Fernwald hatte beschlossen, Junggeselle zu bleiben.

„Gestern hat ein Leutnant Eichl von den hiesigen Jägern bei uns Besuch gemacht“, begann die Baronin wieder; „ich war etwas unpäßlich und habe ihn nicht empfangen. Ist Ihnen der Herr bekannt, Robert?“

„Ich lernte ihn vorige Woche bei meiner Ankunft kennen. Soviel ich bemerkt, ist er ein Freund Ihres Herrn Bruders, gnädiges Fräulein?“

„Ja, mein Bruder hat wahrscheinlich seiner erwähnt. Es interessiert mich, den Herrn kennen zu lernen.“

„Schätz scheint ein netter Mann zu sein und, wie mir der Hauptmann Schwarzwill sagte, auch ein vorzüglicher Sänger.“

„Wie sieht er denn aus?“ fragte die Baronin.

„Sie kennen ihn sicher vom Sehen, Emilie. Häßliche Erscheinung, flott gewachsen, hat ein leichtes, dunkles Schnurrbartchen und Schwenköpferaugen.“

„Es ist möglich, daß ich ihn bereits gesehen habe“, entgegnete die Baronin leichtthin. „Mein Vater hat ihn eine Einladung für heute Nachmittag zugehen lassen.“

„Dann wird's kläglich“, sagte der Mittheister lachend. „Hoffentlich bringt er nichts aus der Wäsche. Schätz ist nämlich außerordentlich schöngeistig angehaucht. Jedenfalls gibt's Abwechslung. Vielleicht amüsiert sich auch mein Freund Berger.“

„Glauben Sie, Robert, daß der Herr Major heute kommt?“ fragte die Baronin.

„Wenn ihn nicht zwingende dienstliche Gründe abhalten, sicher. Berger hat mir gestern Abend, allerdings mit Vorbehalt, seinen Besuch angekündigt und zugleich gebeten, daß die Herrschaften entschuldigen möchten, wenn er bei seiner ersten Auswartung die übliche Besuchsstunde nicht sollte einhalten können.“

„Ihr Lebensretter, Robert, ist zu jeder Stunde auf Villa Rommengut willkommen.“

„Der Herr Major hat Ihnen das Leben gerettet?“ fragte Emma neugierig.

„Ja, mein Fräulein. Wenn Major Berger nicht wäre, läge ich mit absoluter Sicherheit am Grunde des Starnberger Sees oder am der Seite meiner Eltern unter der Erde.“

„Wie ging denn das zu, Herr Baron? Bitte erzählen Sie doch.“

„Mit Vergnügen gnädiges Fräulein. Sie entschuldigen schon, liebe Wase, wenn Sie das Abenteuer etwa zum Duzendsten Male anhören müssen?“

„Ich höre es immer wieder mit Interesse, Robert“, entgegnete die Baronin.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Küche.

— Seiß brennt die Sonne herab, in der Wohnung herrscht Backofen-Temperatur, selbst im Eiskühn hält sich das Fleisch nicht lange — da ist es von unschätzbarem Vortheil, daß das achte Liebig's Fleisch-Extrakt als Ersatz für das frische Fleisch dient und jederzeit die Herstellung vortrefflich schmeckender kräftiger Suppen, sowie die Verbesserung von Saucen, Ragouts usw. ermöglicht. Auch als Zusatz zum Gemüse leistet das Fleisch-Extrakt gute Dienste. Die vielen Leute, denen eine nahrhafte Fleischbrühe auch zur Sommerzeit schon aus Gesundheitsrücksichten unentbehrlich ist, wissen einen der Hauptvortheile der Erfindung Liebig's, die Haltbarkeit in jeder Jahreszeit und unter jedem Klima, vollauf zu würdigen.

Der Schrecken der Mütter sind die Sommermonate nicht mehr, wenn sie ihre Säuglinge und Kinder anstatt mit Milch oder dergleichen, nur mit dem rühmlichst bekannten **Kneipp-Paas-Pafergries** (ärztlich empfohlen) ernähren. Denn derselbe enthält alle Stoffe, welche zu einer **gesunden Blut- und kräftigen Knochenbildung** erforderlich sind, wird stets **gern** genommen und ist leicht verdaulich, wirkt daher **Brechdurchfall** vorbeugend oder sofort mildernd. **Knackhülsen, schwächlichen und zahnenden Kindern** gebe man **Kneipp-Paas-Nährsalz-Pafergries**. **Alles** echt nur zu haben.

Kneipp-Paas, Inh.: Hch. Meyer, Rheinstr. 59,

Telef. 3240. — Bitte genau auf die Firma zu achten. — 3300

Hamburger Zigarren-Haus, Wiesbaden, Wellstr. 21, Mainz, Schillerstr. 46.

Empfehle meine **Spezialitäten** in nur **Hamburger Zigarren** aus **garantirt rein überseeischen, reifen Tabaken**.

Bei Abnahme von 500 Stück Fabrikpreise.

Durch langjährige Thätigkeit in der Zigarren-Fabrikation, bin ich als **Fachmann** in der Lage, auch den **verwöhntesten Raucher** in **jeder Beziehung zufrieden zu stellen.** 3502

Eduard Schäfer.



Der Gattatore.

(Nachdruck verboten.)

„Bleiben Sie mir doch mit diesem haarsträubenden Ammenmärchen vom Teibe, lieber Doktor! Ich begreife gar nicht, wie Sie als Naturforscher und Chemiker derartigem Unsinn auch nur einen Schein von Berechtigung zuerkennen können.“

Mit diesen ärgerlich hingeworfenen Worten versuchte der nach längerer Abwesenheit heute wieder als Gast am Stammtisch erschienene Oberlehrer Doktor Trommler die Unterhaltung, die sich seit einer Viertelstunde um dunkle und unerklärliche Begebenheiten gedreht hatte, in ein anderes Fahrwasser zu lenken.

„Unsinn und Ammenmärchen ist leicht gesagt, aber damit wird doch nichts bewiesen,“ hielt ihm der Angeredete, Dr. Weise, entgegen. „Wenn Ihnen vor zwanzig Jahren jemand gesagt hätte, Sie würden von Berlin aus Ihrem Freunde Meunier in Paris durchs Telephon etwas ins Ohr flüstern können, oder Röntgen würde die verborgenen Zwanzigmarsstücke, die Sie, nebenbei bemerkt, ganz ungehöriger Weise am Leisten des Monats noch im verschlossenen Portemonnaie in der Tasche herumschleppen, statt sie zu gunsten des Stammtisches in eine Ananasbowle umzuwerten, so würden Sie, wie ich Sie kenne, wahrscheinlich auch von Ammenmärchen gesprochen haben. Und wenn wir heute sehen, daß der elektrische Funke auf den bequemen, wenn auch immerhin noch etwas rätselhaften Weg des Leitungsdrahtes verzichtet und auch ohne Hilfe eines Kabels Nachrichten über die Meere senden kann, warum wollen Sie denn à priori leugnen, daß unseren viel feiner ausgestatteten Nervenstrahlen Eigentümlichkeiten und Kräfte anhaften, deren Wirkung wir wohl verspüren, aber nicht erklären können? Warum soll unser empfindlicher Nervenapparat nicht imstande sein, Nachrichten sowohl in die räumliche, als auch in die zeitliche Ferne zu senden? Haben Sie noch niemals das deutliche Gefühl gehabt, genau denselben Augenblick, genau das gleiche Ereignis schon früher, vor undenklich langer Zeit einmal durchlebt zu haben? Sollten das nicht Depeschen sein, die Ihr Zentralnervensystem aus einer weit zurückliegenden Zeit empfängt?“

„Wozu denn solche gequälten Erklärungen? Warum geheime, unbekannte Kräfte voraussetzen, wo es sich um eine natürliche, alltägliche Erscheinung handelt? Wahrscheinlich haben Sie sich in einem solchen Falle tags vorher den Magen überladen, nachts haben sich Alptrüben und schlechte Träume eingestellt, und Ihre „Depesche in die zeitliche Ferne“ ist nur eine plötzlich auftauchende Erinnerung an ein verschwommenes Traumbild; Ihre unerforschten Kräfte kommen von einer Verdauungsstörung her, sind vielleicht die Folgen einer getrüffelten Gänseleberpastete.“

„Das möchte ich denn doch so ohne weiteres nicht zugeben,“ fiel jetzt Regierungsrat Strebling ein. „Es gibt ohne Zweifel eine Menge rätselhafter Begebenheiten, die sich auf so einfache Weise nicht erklären lassen, und ich erinnere mich aus meinem eigenen Leben eines solchen Falles, über den ich viel nachgedacht habe, ohne eine befriedigende Lösung zu finden. Vor ungefähr zwanzig Jahren weilte ich studienhalber in London. Meine Mutter, die siebzig Jahre alt, aber für ihr Alter noch sehr rüstig war, lebte mit meiner einzigen Schwester Else seit dem Tode meines Vaters in Wiesbaden. Ich erfreute mich, nebenbei bemerkt, damals trotz Porters, Roßbeafs und Plumpuddings eines vorzüg-

lichen, kerngesunden Magens und habe nie besser geschlafen, als in England. Eines Tages, es war der 21. Oktober, war ich ziemlich ermüdet nach Hause gekommen, hatte mich gegen elf Uhr zu Bett gelegt und war sofort fest eingeschlafen. Mitten in der Nacht schreckte ich plötzlich aus dem Schlafe auf und habe das ganz bestimmte Gefühl, daß mich meine Mutter beim Namen gerufen hatte. Ich war sofort vollkommen wach und hörte noch „Rudolf“ im langentbehten, weichen Tonfall der mütterlichen Stimme im Ohre nachklingen. Ich erhob mich, zündete Licht an und sah nach der Uhr. Sie zeigte genau 2 Uhr 27 Minuten. Ich war damals ebensowenig abergläubisch, wie ich es jetzt bin. Aber es bemächtigte sich meiner eine unerklärliche Angst. Ich konnte nicht wieder einschlafen, sondern warf mich ruhelos von einer Seite auf die andere. Immer noch glaubte ich den Klang der sieben Stimme zu hören. Als ich am nächsten Morgen beim Frühstück saß, erhalte ich einen Brief von meiner Schwester mit der Nachricht, daß meine Mutter vor zwei Tagen einen leichten Schlaganfall erlitten habe. Unser alter Hausarzt halte die Sache zwar nicht für bedenklich, aber die Mutter habe große Schnsucht nach mir und ich solle doch, wenn irgend möglich, sofort auf einige Wochen nach Hause kommen. Von innerer Unruhe getrieben, packte ich unverzüglich meine nötigsten Sachen ein, um noch den Zug 9 Uhr 30 zu erreichen. In dem Augenblicke, wo ich in den Wagen springen will, der mich zum Bahnhof bringen soll, wird mir ein Telegramm überreicht mit dem lakonischen Inhalt: „Mutter heute nacht 3 Uhr sanft entschlafen. Komme sofort. Else.“

Ich war zuerst wie betäubt und hatte nur den einen Gedanken, daß ich das Wesen, das mir auf der Welt am teuersten war, plötzlich verloren hatte, nur das eine dumpfe Gefühl, als wäre mir ein Stück meines Herzens aus der Brust gerissen worden. Erst während der langen Eisenbahnfahrt von Offende nach Köln konnte ich allmählich meine Gedanken etwas sammeln. Ich erinnerte mich wieder meines plötzlichen Aufschreckens während der vergangenen Nacht und hörte wieder die Stimme meiner Mutter, deren Klang ich jetzt nicht mehr vernehmen sollte. Auch fiel mir ein, wie ich meine Uhr befragt und festgestellt hatte, daß es genau 2 Uhr 27 Minuten gewesen war. Als der Zug kurz darauf in den Kölner Bahnhof einfuhr, zog ich mechanisch meinen Chronometer und fand, daß er gegen die Kölner Bahnhofsuhr eine halbe Stunde nachging. Im ersten Augenblicke glaubte ich das Aufziehen vergessen zu haben, bis ich mir plötzlich klar machte, daß ja zwischen London und Köln ein Zeitunterschied von ungefähr 30 Minuten, zwischen London und Wiesbaden von ungefähr 33 Minuten besteht. Die mitteleuropäische Zeit war damals noch nicht eingeführt. Dann hatte mich also der Ruf meiner Mutter nach Wiesbadener Zeit um 3 Uhr aus dem Schlafe aufgeschreckt, also genau in dem Augenblicke, wo ihre Stimme für immer erlosch. Als ich in Wiesbaden eintraf und mir nach der ersten stummen Begrüßung von meiner in Schmerz aufgelösten Schwester über die letzten Augenblicke der Hingeshiedenen berichtigte, erfuhr ich, daß sie mit dem letzten Atemzuge noch einmal deutlich, wenn auch leise, „Rudolf“ gerufen hatte und daß in demselben Augenblicke die Pendule im Nebenzimmer 3 Uhr geschlagen hatte. Erst einige Tage später erzählte ich meiner

Schwester von diesem eigenwilligen Zusammentreffen der Umstände; aber sie so wenig, wie ich vermochte den rätselhaften Vorgang zu deuten, der uns beiden damals um so unbegreiflicher erschien, als ich ja vorher von einer Erkrankung der Mutter nicht das geringste erfahren hatte. Wenn mir in jüngerer Zeit dieses Erlebnis wieder häufiger vor die Seele getreten ist, so hängt das mit der Marconischen Erfindung der Funkentelegraphie zusammen. Ich sage mir, wenn es möglich ist, elektrische Wellen zu erzeugen, die instande sind, ohne direkte Leitung in entlegener Ferne auf die hohen Eisenbleche des Coherers einzuwirken, warum soll es da nicht möglich sein, daß im letzten Augenblicke des fliehenden Lebens die auf einen einzigen Punkt konzentrierte Sehnsucht einer Mutter nach einem geliebten Kinde gewisse, uns unbekannte Kräfte auslöst, deren Schwingungen in dem ferne weilenden Kinde den geeigneten Empfänger treffen? Warum soll nicht unser feinfühliges Nervensystem einen ebenso geeigneten und empfindlichen Coherer für die Schwingungen solcher noch unerforschten Kräfte bilden, wie eine mit Metallkörnchen angefüllte Glasröhre es für die Schwingungen der elektrischen Kraft ist?"

"Daß eine Uebertragung von Kräften oder sagen wir von Willensäußerungen von einem Individuum auf ein anderes stattfinden kann, will ich nicht leugnen. Es wäre aber doch noch nachzuweisen, ob in Ihrem Falle nicht eine unfreiwillige Sinnes-äufklärung oder eine ungenau beobachtete Tatsache vorliegt," entgegnete Professor Trommler.

"Sie sind und bleiben ein eigensinniger Skeptiker," warf Doktor Weise dazwischen. „Aber obgleich Ihr ungläubiges Gemüt für nichts empfänglich ist, will ich Ihnen doch noch eine Geschichte versetzen, die mir mein Freund, der Kapellmeister Klingholz, vor einigen Tagen erzählt hat. Sie hat den Vorzug, wenig bekannt, aber höchst unwahrscheinlich zu sein, und ist dem italienischen Komponisten Verdi passiert, der Ihnen insofern ähnelte, als er, obgleich Italiener, nicht im geringsten abergläubisch war. Nun spielt bekanntlich bei allen romanischen Völkern der „Gettatore“, der Mann mit dem bösen Blick, eine große Rolle. Namentlich in Italien hat fast jedes Städtchen seinen „Gettatore“, der allgemein bekannt ist und soviel wie möglich gemieden wird. Die jungen Mädchen pflegen am Gürtel längliche Korallen zu tragen, die sie, sobald sie den „Gettatore“ nur von weitem erblicken, sofort mit der Spitze nach ihm hin richten, weil sie glauben, daß dadurch der Zauber gebrochen wird und der böse Blick ihnen nichts anhaben kann. Auch unter den Bekannten Verdis befand sich ein „Gettatore“, der schon viel Unglück verschuldet haben sollte. Wenn Verdi selbst auch mit überlegenem Geiste über diesen Aberglauben spottete, so waren doch verschiedene seiner näheren Freunde felsenfest von den unheilvollen Wirkungen des mal'occhio, des bösen Blickes, überzeugt. Am Tage der Erstaufführung von Verdis Oper „La traviata“, von der sich der Maestro einen großen Erfolg versprach, boten sie deshalb ohne Vorwissen Verdis alles auf, um den Gettatore zu verhindern, abends im Theater zu erscheinen. Es gelang ihnen auch wirklich, ihn unter allen möglichen und unmöglichen Vorwänden anderweitig festzuhalten, so daß seine Gegenwart bei der Premiere ausgeschlossen schien. Das Scalatheater in Mailand war abends überfüllt. Der erste Akt mit seiner einschmeichelnden Musik rauschte vorüber, und als der Vorhang fiel, donnerte ein Beifallssturm durch das Haus, wie er selbst bei den leicht begeisterten Italienern zu den Seltenheiten gehört. Da öffnete sich plötzlich die Tür zur Loge, wo Verdis Freunde saßen, und herein schlüpfte mit verbindlichem Lächeln der Gettatore, der es fertig gebracht hatte, sich doch noch frei zu machen, und nun erschienen war, um am Erfolge des von ihm hochverehrten Verdi teilzunehmen. Gleiches Entsetzen malte sich auf den Gesichtern der abergläubischen Freunde. Aber das Unheil war nicht mehr zu hindern. Schon nach dem zweiten Akte verstummte der Beifall, und als sich nach dem letzten Akte der Vorhang senkte, begann auf allen Bänken des gefüllten Hauses ein Zischen, Pfeifen und Lärmen, das über das vollständige Fiasko der Oper keinen Zweifel aufkommen ließ. Verdi selbst wäre um ein Haar von einer umstürzenden Soffitte niedergeschlagen worden. Und wer war schuld an allem? Nur der Gettatore mit seinem bösen Blick.“

„Das erinnert mich an eine Begebenheit, die ich vor einigen Jahren erlebt habe und deren Richtigkeit ich verbürgen kann," fiel Amtsrichter Regenwurm mit seiner dünnen Stimme ein.

Regenwurm erschien seit seiner Verheiratung nur noch selten am Stammtisch und pflegte sich immer frühzeitig zu verabschieden. Die bösen Mäuler seiner näheren Bekannten wollten wissen, daß er vollständig unter dem Pantoffel seiner um einige Jahre älteren Gattin stehe und nur bei außergewöhnlichen Anlässen die Erlaubnis zu einem Abendschoppen am Stammtisch erhalte, wo er dann meistens in ziemlich gedrückter Stimmung sein Seidel trank und sich nur selten in die allgemeine Unterhaltung mischte. Eine gewisse Ueberraschung und Neugier prägte sich deshalb auf den Gesichtern der anderen Gäste aus, als Regenwurm nach diesen einleitenden Worten fortfuhr: „Ich verbrachte vor drei Jahren meine Ferien in Gurnigelbad, einer vielbesuchten schweizerischen Sommerfrische zwischen Thun und Bern, von der Sie gewiß schon häufig gehört haben.“

„Natürlich," unterbrach Professor Trommler. „Ich habe selbst schon einmal einige Sommerwochen dort verlebt. Das große, ganz aus Holz gebaute Hotel ist ja vor kurzem vollständig niedergebrannt, glücklicherweise vor Beginn der Saison, sonst hätte ein entsetzliches Unglück passieren können, da das Haus im Hochsommer gewöhnlich über 600 Fremde beherbergte.“

„Ich hatte," fuhr Regenwurm nach dieser Unterbrechung fort, „Anschluß an eine norddeutsche Familie, bestehend aus einem älteren Ehepaar und einer schönen, wenn auch nicht mehr ganz jungen Tochter gefunden. Durch Vermittelung dieser Leute machte ich die Bekanntschaft mit einigen Familien aus der französischen Schweiz. Eines Tages hatten wir eine Bergtour gemacht und waren erst abends spät zurückgekommen. Als wir uns nach kurzer Zeit zum gemeinschaftlichen Abendessen zusammenfanden, berichtete eine Genfer Dame ganz erregt, im Laufe des Tages sei ein Gettatore angekommen, soeben habe sie eine Dame aus Genava erzählt und ihr auch den Mann von ferne gezeigt. „Sehen Sie, da geht er gerade am Fenster vorüber, der Herr dort im grauen Anzug mit der Narbe auf der Stirn!“ Dabei wies sie auf einen ziemlich elegant gekleideten Fünfziger, der langsam an dem großen Fenster des Speisesaales vorüberwandelte. Das Ereignis wurde von den Damen natürlich noch lebhaft erörtert, während wir Herren eine Besteigung des Niesen besprachen, die wir für die nächsten Tage in Aussicht genommen hatten. Als wir am folgenden Tage zur Table d'hôte erschienen, bemerkte ich, daß der angebliche Gettatore seinen Platz mir gegenüber erhalten hatte. Rechts von ihm saß die hübsche Tochter eines Hamburger Senators, links die junge, reizende Frau eines lothringischen Spinnereibesizers. Am Aeußeren des Gettatore, der sich mit seinen beiden Nachbarinnen ziemlich lebhaft unterhielt, konnte ich nichts besonderes bemerken; auch sein angeblich mit dem bösen Blick behaftetes Auge zeigte nichts eigentümliches und vor allem nichts Stechendes, wie ich das erwartet hatte. Ich machte mich im Stillen über den Aberglauben der Genfer Dame lustig und nahm mir vor, sie nachher weidlich zu hänseln. Das Diner verlief ohne jeden Zwischenfall. Aber im Laufe des nachmittags wurde der jungen Hamburgerin, die rechts vom Gettatore gesessen hatte, von einer Kugelfugel die linke Hand zerschmettert; und die Gattin des lothringischen Spinnereibesizers, welche ihren Tischplatz an der linken Seite des Gettatore hatte, wurde von einer giftigen Fliege in den rechten Arm gestochen. Beide Damen mußten wochenlang den verletzten Arm in der Binde tragen. Seit jenem Tage glaube ich an den Zauber der Gettatore," schloß der Amtsrichter und leerte sein Glas in einem Zuge.

„Na, und Ihnen?" rief der skeptische Professor Trommler lachend, „ist Ihnen denn kein Unheil zugestoßen? Sie waren doch direkt in der Schußlinie der Gettatore.“

Regenwurm schwieg einige Augenblicke und starrte in sein leeres Glas.

„Mir?" fragte er dann. „Am Abend desselben Tages habe ich mich mit der Tochter des norddeutschen Ehepaares verlobt. Seit drei Jahren ist sie meine Frau.“

Diesen Worten folgte ein langes, verständnisvolles Schweigen, bis Doktor Weise in der gedrückten Stimmung das erlösende Wort fand.

„Armer Regenwurm!" flüsterte er, indem er verstohlen die Hand des Amtsrichters drückte.

Giddigeisel.